

Monatlicher Bezugspreis:
Durch unsere Träger 50 Pfg.,
unter Kreuzband 60 Pfg.
Vierteljährlicher Bezugspreis:
Durch die Post 90 Pfg.

Erscheint
Mittwochs und Samstags.

Druck und Verlag von
Josef Kroth, Bonn
Breitestraße 13.

Gerne 215.



Volksmund

Unser Wahlpruch:
Gleiches Recht für Alle!

Anzeigenpreis: Die ein-
spaltige Kolonelle oder deren
Raum 10 Pfennig; für aus-
wärtige Auftragsgeber 20 Pfg.

Reklamen 50 Pfg. die Zeile.

Verantwortlicher Schriftleiter:
G. Schmidt, Bonn,
Privatwohnung:
Dörschstraße 7.

Gerne 215.

Nr. 15.

Samstag, den 19. Februar 1916.

11. Jahrgang

Krieg und Landwirtschaft.

Man schreibt uns:
„Die Landwirtschaft muß rentabel bleiben, sonst können wir nicht durchhalten.“ So heißt es jetzt ringsum, wenn man von Lebensmittelmachern der Bauern redet.
Mit Recht fragen demgegenüber die bäuerlichen Gewerbetreibenden, welche vielfach ihre ganze Existenz verloren haben, ob denn eine Rentabilität des Geschäftes im bisherigen Umfang überhaupt noch zu erzielen ist. Angesehen von den 4-5 Prozent welche Hereslieferungen haben, oder alte Vorräte teilweise zu neuen Preisen verkaufen konnten, müssen die bäuerlichen Gewerbetreibenden mit geringem Verdienst zufrieden sein, und hunderte Tausende müssen Geld zulegen oder gar zugrunde gehen. Es ist darum nicht einzusehen, weshalb es die Lebensmittelmachern der Bauern nicht einfallen sollte, wenn auch sie weniger verdienen oder Geld zulegen müssen. Selbst wenn bisherige Vorräte wegen Mangel an Betriebsmitteln ihr Gut billig verkaufen müssen, so würde dadurch der Volksernährung kein Schaden, sondern ein Nutzen entstehen, denn dann hätte der neue Besitzer, der das Gut billiger gekauft hat, auch billiger produzieren. Es würde dann nur den Bauern das Leben erleichtern, wie zahllosen bäuerlichen Gewerbetreibenden.

Ja, aber die Bauern werden einfach das Geld nicht bekommen, wenn sie nicht dabei verdienen können. Zunächst wäre das eine heilsame Annahme angeht, die patriotischen Sinne der Bauern, die sich in dieser Hinsicht von den bäuerlichen Gewerbetreibenden nicht abheben lassen wollen. Dann aber gibt es dagegen einfache Mittel, nämlich die Schließung

der Betriebe, die man ja auch bäuerlichen Gewerbetreibenden gegenüber wegen viel geringerer Vergehen ungeschicklich anordnet. Wenn einigen Bauern der Hof geschlossen wird, dann werden die anderen schon produzieren, auch wenn es weniger einbringt oder Zuluße kostet.

Die Vermögens- und Hypotheken-Statistiken zeigen, daß die ländlichen Vorräte eher in der Lage sind Geld im Interesse des Gemeinwohles zuzusetzen als die bäuerlichen Gewerbetreibenden. Man sieht in der Stadt jetzt nur die wenigen altschönen Gebäude, aber nicht die Masse der Kleinen, die aufgegeben werden. Bauern sind durch den Krieg noch keine Bankrot geworden. Sollte aber auch die Geschäfte rentierender Landwirte die anderen nicht veranlassen, mit demselben Opfer wie der bäuerliche Gewerbetreibende zu arbeiten, dann müssen die Betriebe eben von der Gemeinde übernommen und durch die fortgesetzt werden, wie das ebenfalls in den Städten mit dem Lebensmittelhandel geschehen ist. Die hierzu nötigen gesetzlichen Bestimmungen sind ja bereits erlassen. In den besetzten Gebieten befehlen unsere Truppenführer die Arbeiter und bringen die Ernte ein. Ebenso könnte leicht ein Landwirt, der Solbat ist, mit den genügend vorhandenen Javaliden, weiblichen Arbeitskräften und zugrunde gegangenen Handwerken und Kleinkaufleuten die Güter besorgen, deren Inhaber sich sträuben sollten, Opfer zu bringen wie andere.

Ein Zukunftsgeheimnis.

Der in seinen Erscheinungen an die hageren Auswärtigen der Parteien vor dem Kriege erinnert, ist hauptsächlich wohl durch das teilweise Entgegenkommen der Regierung, jetzt wieder so gut wie beseitigt. Bei dieser Gelegenheit ist

uns allen wieder einmal zum Bewußtsein gekommen, wie wenig die Gegenstände ausgeglichen sind, die vor dem Kriege unser politisches Leben vergifteten. Unverhältnißmäßig scheinen nur auf den Augenblick zu warten, aber die alten Gegner wieder herfallen zu können; der veränderte Burgfrieden ist ihnen, wie bei jeder Gelegenheit zu merken, eine Fessel, die sie lieber heute als morgen sprengen.

Der Reichskanzler hat bekanntlich sehr deutlich ausgesprochen, daß der Unterseebootskrieg nunmehr risikolos durchgeführt werde und auch den Vertretern der amerikanischen Presse erklärt, wie weit Deutschland den Wünschen der Vereinigten Staaten entgegenkommen könne, wo aber die Grenze sei, die es, ohne seiner Ehre etwas zu vergeben, nicht verlassen könne. Bethmann Hollweg hat, sollte man meinen, in diesem gewaltigen Konflikt nicht zum ersten Male bewiesen, daß er den an ihn tretenden Aufgaben vollständig gewachsen ist. Er hat nicht nur, wie aus manchen Rundgebungen wohl geschlossen werden kann, nach wie vor das vollständige Vertrauen des Kaisers, der ihn auf seinen Platz berufen hat; sondern auch wohl noch das des größten Teiles der Bevölkerung, die seine unerschütterliche ruhige Sachlichkeit zu schätzen versteht. Der Haushaltsausschuß des preussischen Abgeordnetenhauses glaubte dem Reichskanzler gegenüber wahrscheinlich aber noch einen besonders scharfen Standpunkt hervorheben zu müssen. Der Ausschuss erachtet es im Interesse des Landes für schädlich, wenn sich aus der Stellungnahme der Reichsleitung gegenüber Amerika die Konklusion einer Einschränkung unseres Unterseebootskrieges gegen England ergäbe. Diese Auffassung hat der Ausschuss durch den Präsidenten des Abgeordnetenhauses dem Ministerpräsidenten und

Reichskanzler übermitteln und dann auch noch veröffentlicht lassen. Linksstehende Blätter sehen in diesem Vorgehen des Staatshaushaltsausschusses des von den rechtsstehenden Parteien beherrschten preussischen Abgeordnetenhauses einen Verstoß gegen den Reichskanzler, der gewissen Schatzmachern läßt nicht mehr behagen soll. Der Reichskanzler selbst scheint dieses Vorgehen ähnlich eingeschätzt zu haben. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, die auch heute noch, wie zu Bismarcks Zeiten, den Reichskanzler zuweilen ein leeres Blatt Papier zur Verfügung stellt, hat dem Staatshaushaltsausschuß des preussischen Abgeordnetenhauses die Befugnis bestritten, in Reichsangelegenheiten hineinzureden. Das war die Ursache zu dem Streite zwischen Reichskanzler und Konventionen, die sich das Recht nicht nehmen lassen wollen, den obersten Beamten des Reiches zu schmeicheln. Kein Zweifel ist es nur ein Zukunftsgeheimnis, der aber mit bitterem Wort wenig burgfriedenlich geführt wird. Im Abgeordnetenhause erklärt schließlich der Präsident, jede Erklärung über den Krieg und die Kriegsziele solle unterbleiben. Damit ist der Streit nicht geschlichtet, sondern nur vertagt. Dem Auslande bleibt die falsche Vorstellung, der Reichskanzler müsse erst durch die Konventionen gegen Amerika scharf gemacht werden. Das Vorgehen des Ausschusses ist um so unverständlicher, als die Mitglieder doch die Denkschrift der Reichsregierung über den Unterseebootskrieg des Unterseebootskrieges nicht unbekannt sein konnte und die Unterbrechung des Reichskanzlers mit dem Vertreter der amerikanischen Presse kein Geheimnis mehr war. Zum Uebelstufung führt die Kreuzzeitung, das Hauptorgan der Konventionen, auch nach der Erklärung im Abgeordnetenhause noch fort, den Streit weiter zu planen. Dem Kanzler und dem Auswärtigen

Auch ein Feldpostbrief.

Von Hans KreiLOW, Düsseldorf.

So sind sie nun einmal, unsere Krieger da draußen. Das lange entbehrungsreiche Leben hat sie ganz anders gemacht. Lange, lange haben sie die Lieben in der Heimat entbehrt. Zuerst ist es ihnen sehr schwer gefallen, dann fanden sie sich aber mit ihrem Schicksal langsam ab. Es war ja nicht einer, nein Hunderttausende und noch mehr — das war ein Trost. Ihre Empfinden wurde allmählich ein anderes. Sie waren ja alle hier in Not, und Not zwang die Bande der Einzelnen fester — es herrschte die Kameradschaft. Das anfängliche Gefühl von etwas Mangelndem des früher Alltäglichen verschwand mehr und mehr, nun liegt es wie ein verklärtes Bild weit hinter ihnen. Ein anderes Wesen hält sie ganz umfassen, ein Ruf im Herzen von Pflicht und Not, Feind und Gefahr, Sieg und Tod. Der Tod, dessen furchtbare Nähe, dessen graufiges Vorzeichen allen das früher Wichtige, Große und Wertvolle so klein und nichtig macht. Bis auf einen Augenblick hat diese kühnste Lebensgefahr die Verbindungen des Lebens zurückgelassen. Eine einfache Höhle in regensreicher Erde, im Dreck des Schützengrabens, ein aus notdürftigsten Mitteln zusammengebautes Nest, kalt verzehrt, ein altes druckbeschmutztes Stück Brot und, wenn das Glück gütig ist, von granatzerstörten Bäumen halbes Obst, was hier nicht mal mehr ein Weiler beachten würde: das sind nun die Werte, die die Seele glücklich machen, ja die oft zu unersättlicher, kindlich eifriger Freude hinreißt. Und sie sind es, die das Fröhliche schenken lernen, die das Herz fähig, die Augen sehen und die Seele so stark machen. Da kommt in stiller Stunde, auf einsamer Nacht im nächtlichen Dunkel, vielleicht durch ein Licht erwacht, ein Gefühl der weichen Sehnsucht, und das wunder Herz des armen Kriegers schreit laut auf in seinem namenlosem Schmerz. Nach Hause, nach seinem Weib, seinem Kind verlangt ihm, ein Verlangen, zu wissen, was sie noch machen, wie es dort aussieht. ...

In nächstem Dunkel steht ein Krieger im vorderen Graben auf Posten. Fest hat die Rechte die Waffe gefaßt und trotzig breiten sich am Grabenrand seine Schultern, kahlglatzer Widerstand. Doch seine Augen hängen am ferneren Himmel und seine Lippen murmeln immerfort unbewußt das eine Wort: Heimat. — Soll er sie denn noch einmal wiedersehen, war es wirklich wahr, was er heute gehört hatte, daß er morgen nach der Heimat in Urlaub fahren soll? In die Heimat nach so langer Zeit, nach über einem Jahr noch einmal. Er mußte es immer wieder vor sich her sagen, dieses eine Wort, es hat so wunderbaren Klang. Ein Bild steigt vor ihm auf, sein Heim, sein Weib steht er; und morgen soll es Wirklichkeit werden! Er steht es kaum.

Ein Zug braust durch den Norden Frankreichs, aus seinen Fenstern lugen Feldgrauen, ihre Blicke hängen mit einem seltsamen Leuchten an der geräuschvollen Landschaft, an verwehten Dächern, aufschossenen Dörfern. Ein trostloses Bild. Der Zug passiert die belgische Grenze, die erste belgische Station unter deutscher Verwaltung. Auf

dem Bahnhofe deutsche Rufe, deutsche Worte, deutsche Art. Und da am Zug entlang läuft in zerknüllter Kleidung ein deutsches Mädchen, mit freudigem Blick Liebesgaben allen anbietend und dann wieder im Gegenstand das glückliche Lächeln, das dem Geber selber zeigt als den Reiz. Das erste deutsche Frauenbild, so voller Frische, so adrett und sauber. Sie schenken alle, die Feldgrauen, den wohlwollenden Unterleuten gegenüber den verärmten Soldaten, verlebten Jägern und unsauberen, welchen Gestalten aus dem französischen Volke. Sie merken so recht, was es um ein deutsches Frauenbild ist. ...

Dann geht die Fahrt weiter. Vorbei an wieder aufgegebenen Dörfern, Landschaften und gesegneten Feldern. Dann echt deutsches Gebiet, wo noch kein Schuß gefallen. Alles unberührt von Feindesfuß. Ein fröhliches Leben geht durch die schwebenden Gemüter und das Auge steht sich nicht müde an den weichen, weichen Bildern heimlicher Fluren. Die erste deutsche Großstadt. Der Bahnhof, die Leute, die lächelnd stumm oder auch freudig rufend grüßen: alles noch wie früher.

Eine längere Fahrtunterbrechung verleiht zum Besuch der Stadt. Zwei Feldgrauen schreiten die hohe Bahnhofstreppe hinunter. Der Blick des einen ist voll Bewunderung und Staunen über alles, was sich seinen Augen bietet. Die Leute, der Verkehr, die Geschäfte, Lokale und Restaurants, ... ja, steht man denn hier etwas von Krieg? man kommt sich hier fast fremd vor, wie ein Eindringling mit ungehöriger Kleidung. Da drängen die anderen ihn in ein Lokal. Am Eingang schon läßt ihn ein wilder Musik entgegen, die Tische und Plätze sind besetzt mit lärmenden, lachenden und laut gestikulierenden Menschen. Nicht um einen Ton leiser geht es her, als sonst. Dem einen besterbt das Geheul, er fühlt wie neugierige Blicke sich auf ihn, auf seine Begleiter heften. Ein schreckliches Schaudern geht durch sein Herz. Er weiß nichts recht anzufangen mit dem, was sein Auge hier sieht. Ist das Krieg? Wahrlich, die hier fühlen doch nichts davon, die kennen nichts von diesem schrecklichen Krieg. Schnell will er sich wenden und das Lokal verlassen. Die anderen aber haben sich in einer Ecke an einem Tisch, niedersetzend, sie ziehen ihn zu sich. Aber auch auf ihren Gesichtern liegt ein ernster, fragender Zug. Alle gehen ihre Enttäuschung. Am Nebentische ein Getöse der Luft, dort hebt sich die Stimmung. Eine Gesellschaft junger Leute, kräftige Varschen, die längst im Schützengraben stehen könnten. Wahrlich, wie haben noch keinen Menschenmangel! Daneben junge Mädchen, leichte Ware, „Halbesleben“. Die wüßte Ausgelassenheit dieser Gesellschaft steigt sich zu wilder, lärmender Lachen und Rufen. Da erhebt sich einer der Feldgrauen von seinem Platz, ein Schimpfmord steigt zu der lauten Grinsen und seine Lippen zittern, während er spricht: „Wenn die da draußen wüßten, daß es hier noch so etwas gibt, die würden die Gewehre hinstellen, sich umkehren und sagen: so, jetzt geht Ihr mal raus, damit Ihr auch mal wißt, was der Krieg ist. Für das hier kämpfen wir nicht.“ Er ruft's mit harter, rauher Stimme durchs Lokal, kehrt sich um und

in christlicher Entrüstung und voll Ekel entfernen sich mit ihm seine Kameraden. Ein jeder geht kumm vor sich hin sinnend zum Bahnhof zurück, sie finden keine Worte für das eben Gesehene.

Und auch die Nacht läßt sie nicht zu Schlafen kommen. Der Zug rast unaufhaltsam tiefer hinein ins Vaterland, und den Kriegeren ist's, als wüßte mit dieser Eile in ihrem Innern auch die Enttäuschung. Sie kommen aus einer ganz anderen Welt, diese Wirklichkeiten der Heimat wirken wie ein Schmerz auf ihre Seele. Ihre Gedanken sind noch bei den Kameraden im Felde, die Heimat ist ihnen fast fremd.

In seiner Heimatstadt findet unser Feldgrauer das selbe Bild. Auf dem Bahnhof reger Verkehr, eilende Menschen, geschäftige Unruhe, kaum eine Spur von Krieg, wenn nicht die ruhenden Soldaten so wachend daran erinnern. Die Häuser, die wohlbekannten Straßen mit den eifrigen Menschen, alles ist ihm noch so bekannt, als hätte er's noch gestern gesehen. Und doch liegt eine Zeit graufigen Lebens zwischen dem letzten Sehen und dem Heute. Aber alles war noch wie früher, nirgend eine Veränderung. Rührung ergreift ihn. In welchem, ungestörten Dingen treibt es ihn weiter zu seinem Heim. — Viel zu langsam sind ihm seine eigenen Schritte. An einer Straßenecke hält ihn ein fremder Mann an. Kennt er ihn? Nein, noch nie gesehen. Doch jener nimmt aus seiner Tasche eine Zigarre, drückt sie ihm ohne Umstände in die Hand und eilt weiter, den verblühten Nachblickenden stehen lassend. Der kann es nicht begreifen, erst langsam fähig er, man steht es ihm ja an, er ist ein Krieger aus dem Felde, und — es gibt doch auch noch gute Menschen. Dann steht er vor seinem Haus. Die Rufe wanken, als er die Treppe aufsteigt und die Hand zittert unter dem Druck der Klinken, — er steht in seinem Zimmer. Zwei Kinder, ein Junge, ein Mädchen stehen mit kauernden, halbhangen Blicken vor ihm. Fast tut es ihm weh. Da geht die Tür vom Nebenzimmer auf und ein Schrei — in seinen Armen hält er sein schlafendes Weib. Langsam steigt auch da in den Kleinen ein Bild auf, das durch den Ort und das wilde Krieger noch verdeckt ist, und nun wollen sie mit der Freude auch nicht mehr zurück sehen. Der Jubel nimmt kein Ende mehr.

In der alten häuslichen Beschaulichkeit beginnt ein wechselseitiges Berichten, ein Erzählen von dem Entbehrungen dabei und da draußen. Er hört, wie man sich auch daheim hat beholfen, wie zu dem großen Opfer auch die daheim haben beitragen müssen. Er hört von Wucher und Preistreibereien. Er steht am Tisch die Einkaufsliste, die die Versorgung aller Lebensmittel nötig macht, und er denkt an die ärmlichen Felder, die er draußen gesehen hat, und in seinem Herzen guckt es weh. Genügt sein großes Opfer noch nicht, müssen seine Lieben auch noch darben? Am nächsten Tag steht er vor seinem alten Chef. Arbeiten will er an seiner alten Stätte in der Zeit seines Urlaubs. Und der Fabrikherr, dem dieses Verhalten wohl Bewunderung einflößt, gibt seinem Wunsch gern nach. So findet jeder Morgen der wenigen Tage den Arbeiter schon früh am Werk, und der Abend steht ihn geduckt und müde, aber im Innern zufriedener, seinen

Heimweg gehen. An den Thronen aber fahren Autos und Droschken an, die Damen der Gesellschaft kaufen in Seide daher, genau wie früher auch, den Kopf in busende Thatsachen gehüllt. Hier spielt man Theater und draußen — spielt der Tod. In modernen Kaffees spielt die Streichkapelle lustige, leichte Weisen. Und die schwache, schmausende Menge sitzt an gedeckten Tischen und raucht, weil, (bei den vielen Feinden!) es noch zu langsam vordrückt geht. Sie gehen ins Theater, um ihre Schaulust zu befriedigen, ihr eigenes welterschütterndes Drama aber, das sich in ihrer Umwelt abspielt, wollen sie nicht sehen. Schlüsselt und einfach, geht der müde Arbeiter zu seinen Lieben und kennt kein größeres Glück als für sie zu sorgen und seine Kinder aus Herz zu drücken. In glänzenden Saftfellen aber raucht die Halbwelt an ihm vorbei, sie beachten ihn nicht, den schlichten Mann mit der starken Seele. Sie wissen nicht, wer an ihnen vorbeigeht, wissen nicht, daß es einer von jenen ist, in deren Händen die Zukunft unseres Volkes liegt. Sie, die von draußen, aus dem Felde kommen, sie nur allein fast dazu berufen, sie sind ernster und tiefer geworden als die anderen. In ihren Herzen schlummert das Bewußtsein, berufen zu sein an der Neugeburt des Reiches, für das sie alles eingelegt.

Anmerkung des Schriftleiters. Der bis tief in die Reihen unserer Kämpfer an der Front verbreitete Unmut über die Zustände in der von ihnen besetzten Heimat, der nach Ausdruck ringt, ist leicht erklärlich, wenn auch nicht in allen Teilen ganz berechtigt. Ueber die durch Lebensmittelmacher und Preistreiber verursachte Verunsicherung ist hier seiner Zeit wiederholt geschrieben worden. Das Leben und Treiben in den Kaffees und Vergnügungsorten der Großstädte, das übrigens auch nunmehr nachläßt, hat schon manchen Feldgrauen, der eben von der Front kam, peinlich berührt, mancher floh wie ein Wunder diese Sitten der Luft, für die er kein Verständnis mehr besaß. Manch einer aber kam im Laufe der Zeit aber doch zu einer andern Auffassung. Es ist ein Bild, sagte mir kürzlich einer, der anfangs die Luft der andern nicht ertragen konnte, daß die hinter der Front nicht topfhängend werden. So können sie alle wieder aufblicken, die so schwer erlitten haben. Heute treue ich mich wieder, wenn ich Musik höre, und — ich kann sogar wieder mitsingen. Das wäre ausgeschlossen, wenn überall nur Trübsinn herrschte. An der Front ist es schrecklich. Freut euch alle, daß ihr nichts davon merkt, und bemerkt euch, was einen Zustand zu erhalten, der zeigt, wie es in der Welt ohne Schlachtdonner und Schrecken aussieht! — Auch dieser Feldgrau war kein Leichtfertiger. Er kam aus der Champagne, Schlacht, deren Widerstand noch lange auf seinen Augen glühte. Der Blick „Halbesleben“ ist gewiß drollig. Aber eine ernste, gemessene Fröhlichkeit soll nicht zurückgewiesen werden, sie soll im Gegenteil gepflegt werden, nicht zuletzt auch im Theater, darin sind wir vollständig der Ansicht des Champagnerkämpfers. In Abständen aber enthalten die Ausführungen so ernste Gedanken, daß wir sie gerne veröffentlicht haben.

Die Vaterländischen Vereinigungen Bonn.